

Erlebtes Kriegsende in Weigwitz, Kreis Ohlau

Es kam der 20. Juli 1944. Peter Graf Yorck von Wartenburg, Besitzer des Gutes im Nachbardorf Kauern, das zu meiner Gemeinde gehörte, wurde verhaftet und Anfang August hingerichtet. Paul Graf Yorck, mein Patron, wurde verhaftet, desgleichen die Angehörigen. Dies alles waren Ereignisse, die uns im Pfarrhaus und in der gesamten Gemeinde stark berührten und schwer auf uns lasteten.

Anfang Januar 1945 erfolgte die Enteignung der Graf Yorck von Wartenburg'schen Güter, die allerdings nicht mehr zum Abschluß kommen sollte.

Inzwischen waren nämlich die Russen bedrohlich nahe gekommen. Am 17. Januar hatten wir noch Pfarrkonvent in Ohlau. Dort hörten wir von ersten Flüchtlingstransporten aus Schlesien. — Am 20. Januar trafen meine Eltern aus Oppeln bei mir im Pfarrhaus ein. — Am 26. Januar wurde unser Dorf Weigwitz seitens der Parteileitung zur Räumung aufgefordert. Am Morgen des 27. 1. verließ ein Wagen nach dem anderen unser Dorf bei Schneefall und grimmiger Kälte. Ein Teil der Einwohnerschaft blieb jedoch zurück und wir — meine Eltern, meine Familie und ich — mit ihm. Am Morgen des 30. Januar kam der Russe in unser Dorf, ohne auf Gegenwehr zu stoßen. Die ersten Besuche des Russen in unserem Hause verliefen auch nachts noch einwandfrei, während es im Dorf bereits zu Vergewaltigungen kam. Am Morgen des 31. Januar setzte der deutsche Angriff ein, der die Russen für kurze Zeit vertrieb, der aber sofort einen heftigen Gegenstoß herausforderte. Ein schweres Ringen begann, das bis in die späten Abendstunden anhielt. Rings um Kirche und Pfarrhaus brannten die Gehöfte, fielen die Einschläge und Panzergranaten rasten durch Haus und Kirche. Am Abend war der Russe Herr der Lage. — Am Morgen des 1. Februar wurden wir im Keller unseres Hauses entdeckt und herausgeholt. Mit allen Einwohnern des Dorfes trieb man uns querfeldein in ein Dorf hinter der Front. Am 2. Februar wurden wir Männer von unseren Familien getrennt, in ein anderes Dorf gebracht, vernommen und ausgeplündert, soweit noch etwas auszuplündern war. Am nächsten Tage brachte man unsere Frauen in das gleiche Dorf. Wenige Tage später schleppten die Russen uns weiter, die Frauen blieben zurück. Im Pfarrhaus meiner Nachbargemeinde hielt man mich allein zurück, während die anderen Männer — unter ihnen auch mein Vater, den ich niemals mehr wiedergesehen habe — weitertransportiert wurden. Wie ich nach vielen Monaten von einem Polen, der damals mit dabei war, erfuhr, sollte ich erschossen werden, da ich als Spion angesehen wurde, weil bei mir zuviele „Dokumente“ gefunden worden waren. Ich hatte den Wehrpaß, Führerschein und Kleiderkarte bei mir. Warum ich nicht erschossen wurde, ist mir bis heute

ein Rätsel. — Ich wurde sehr bald weitergeschleppt von einer Kommandatur zur anderen bis zum 20. Februar. Einzelheiten meiner vielen Erlebnisse zu schildern, würde hier zu weit führen. Die Verpflegung in diesen Tagen war gut, alles andere jedoch grauenhaft. — Am 20. Februar brachte man mich dann mit anderen deutschen Männern — darunter auch ein katholischer Pfarrer — mit Polen und Franzosen in einem 3 $\frac{1}{2}$ tägigen Marsch ohne Verpflegung nach Kreuzburg O/S in ein Lager, in dem 6000 Männer aus allen Gegenden zusammengetrieben waren. Nachts waren wir auf dem Fußboden, auf Holzpritschen und auf Feldbetten zu zwei Mann auf einer Pritsche untergebracht. Tagsüber durften wir zeitweise auf den Hof, im übrigen trieben wir Stumpfsinn und warteten auf Essen. Ich hatte meine kleine Taschenbibel noch durch alle Kontrollen hindurchgerettet und konnte lesen. — Zweimal täglich bekamen wir knapp $\frac{1}{2}$ Liter Kartoffelsuppe, rund 400 Gramm Brot und manchmal 1 Eßlöffel Zucker. Die sanitären Verhältnisse waren katastrophal. Die Eßschüssel, falls man irgendwo eine aufgetrieben hatte — meist bestand sie aus einer alten Konservenbüchse —, diente zugleich als Wasch- und Rasiernapf. — Nach drei Wochen wurden wir zu einem Transport zu 1200 Mann zusammengestellt, zum Bahnhof geführt, verladen und nach Gleiwitz gebracht, von wo wir nach Laband marschierten in ein Lager, in dem sich rund 16000 Männer befanden. Dort lagen wir nur auf dem Fußboden eng zusammengepfercht. Die Häuser waren vollständig ausgeräumt.

Nach vier Tagen, am 22. März 1945, wurden der kath. Pfarrer Dr. Eckert = Kattern, ein alter Mann, den wir zum Kirchendiener „ernannt“ hatten, und ich auf Grund eines Befehls Stalins für Geistliche ohne Papiere entlassen. Die übrigen Männer unseres Transportes verlud man am gleichen Tage nach Rußland.

Wir drei Entlassenen gingen zunächst in das kath. Pfarrhaus des Ortes Laband. Der dortige Pfarrer gab uns neue Wäsche und besorgte uns dann geistliche Kleidung, da wir nach seiner Meinung nur so Aussicht haben würden, in unsere Heimat zu gelangen. Ich erhielt in Ermangelung eines Talars eine Soutane, einen schwarzen Mantel und ein Kreuzifix. So wanderten wir, von vielen Gebeten der Bevölkerung begleitet, am 24. März (Sonnabend vor Palmarum) der Heimat entgegen. Abends kehrten wir in Pfarrhäusern ein und morgens marschierten wir weiter. Unterwegs hörten wir erschütternde Berichte von oft grauenhaftem Geschehen und sahen erschreckende Bilder. Wir selbst wurden oft von russischen Streifen angehalten, kamen jedoch unbehelligt weiter bis zum Gründonnerstag, an welchem Tage ich nur noch rund 25 km bis zu meinem Heimatdorf vor mir liegen hatte. Schon hatten wir Pläne gemacht für die Ostertage, an denen wir bestimmt zu Hause sein würden. Da kam ein russischer Posten auf uns zu, führte uns in ein Gehöft, lud

uns in ein Auto und fuhr uns nach Brieg ins Gefängnis. Dort brachte man uns in den Betsaal, wo wir bereits einige 100 Männer versammelt fanden. Am 1. Ostertag wurden wir vernommen; uns wurde mitgeteilt, daß wir keine Pfarrer seien, sondern uns nur „geistliche Uniform“ angezogen hätten und in Wirklichkeit Spione wären. Am 2. Ostertag fuhr man uns in einem Lastauto nach Groß-Strehlitz O/S und lieferte uns dort den Polen aus. Der Empfang bei den Polen war grauenhaft. Wir wurden nochmals geplündert, wobei meine Bibel, mein Taschenkalender, 3000,— RM, die der Russe mir immer wiedergegeben hatte, verloren gingen. Die Kruzifixe wurden uns abgerissen und auf dem Fußboden zertreten, wir selbst niedergeschlagen und unter Fußtritten und Schlägen in einen dunklen Keller getrieben, in dem wir uns blutig und mit zerrissenen Kleidern wiederfanden. Am nächsten Morgen erschien der Leiter der polnischen GPU und entschuldigte sich und bat uns um Verzeihung: es würde uns nun nichts mehr geschehen. — Nach drei Tagen, an denen wir wirklich gut behandelt, reichlich mit Essen und Tabak versehen wurden, brachte uns ein Pkw nach Kattowitz. Dort erwartete uns gegen 10 Uhr abends ein polnischer Offizier, der sehr gut deutsch sprach. Alles, was wir ihm erzählten, erklärte er für Lüge und behauptete immer wieder: Pfarrer, die nicht polnisch könnten, gäbe es nicht. Die deutsche Sprache sei für ihn eine Schmach. — Nach dem Verhör sperrte man uns in den Keller, in dem wir schreckliche Stunden und Tage erlebten. Morgens erhielten wir 150 Gramm Brot, abends eine dünne Suppe. Waschgelegenheit war nicht vorhanden; für die übrigen Bedürfnisse stand ein Eimer im Keller. Nachts lagen wir zunächst z. T. auf dem Fußboden, z. T. auf einer Holzpritsche, die für acht Mann berechnet war. Später konnten wir uns gar nicht mehr legen, da immer mehr Menschen in unseren Raum hineingepfercht wurden, zum Schluß 89 Mann, wir alle konnten uns nicht mehr rühren. Von Zeit zu Zeit holte man diesen und jenen heraus; er kam zerschlagen wieder oder aber gar nicht mehr. Unser „Kirchendiener“ verschwand eines Tages gleichfalls und kam „auf Transport“, wie es hieß. Wir beiden Pfarrer wurden nach 14 Tagen herausgeholt, unrasiert und völlig verlaust sahen wir seit 2 Wochen zum ersten Male die Sonne wieder und atmeten frische Luft. Mit rund 50 Mann führte man uns zur Straßenbahn, mit der wir einige Kilometer fuhren. Dann marschierten wir in Richtung Schwientochlowitz in ein Barackenlager, das umgeben war mit elektrisch geladenem Stacheldraht und an dessen vier Ecken Wachttürme standen, die mit Maschinengewehren besetzt waren. Es war ein ehemaliges deutsches Lager, Nebenlager von Auschwitz, jetzt ein polnisches Straf- und Vernichtungslager. Als wir am 18. April 1945 hineinkamen, war das Lager mit 1200 Mann besetzt und täglich wurden fünf Tote hinausgeschafft. Als wir am 25. Juli 1945 das Lager verließen, waren rund 2000 Menschen darin — darunter 600 Frauen — und täglich wurden 30 bis 40 Tote weggebracht. Bis zum Winter sind dort über 3600 Menschen er-

geschlagen worden, verhungert, an Seuchen zugrundegegangen oder haben aus Verzweiflung Selbstmord verübt. Was wir dort täglich erlebt haben, läßt sich nicht beschreiben: es war die Hölle im wahrsten Sinne des Wortes. — Nachdem wir 7 Wochen in diesem Lager waren, ließ der kath. Pfarrer sich eine Gallenblasenentzündung andichten und setzte es durch, daß man ihn in das Städtische Krankenhaus nach Schwientochlowitz brachte, das von katholischen Schwestern geleitet wurde. Von dort aus schrieb er Gesuche an die kath. Kirche in Kattowitz und schilderte unsere Lage. Am 23. Juli kam er plötzlich ins Lager zurück. Am 24. Juli brach ich infolge der erlittenen Strapazen zusammen. Am 25. Juli wurden wir beide wider Erwarten entlassen, nach Kattowitz gebracht und vom polnischen Bischof empfangen, der uns mit Geld versah und uns Ausweise schrieb, so daß wir endlich nach Hause konnten. Alles war wie ein Wunder! — Ich war jedoch nicht fähig, die Reise anzutreten und so blieben wir noch fünf Tage in Kattowitz. Als mein Zustand sich aber weiter verschlimmerte, riß ich meine letzten Kräfte noch einmal zusammen, und wir fuhren am 30. Juli 1945 nach Breslau, wo ich besinnungslos ankam. Dort brachte man mich zu unserer Kirchenleitung, die mich in ein Krankenhaus schaffen ließ. Wenige Tage später fand mich dort meine Frau und berichtete von ihren Erlebnissen.

Mein Vater sei Mitte Februar von den Russen entlassen worden, jedoch auf dem Nachhauseweg mehrfach geplündert, eingesperrt und wieder entlassen, krank geworden und am 20. Februar in einem Stall in Groß-Döbern, Krs. Brieg umgekommen. — Meine Mutter, meine Frau und unsere beiden Kinder konnten erst am 20. Mai in unser Dorf und Haus zurückkehren, in dem sie nur noch Trümmer unserer Möbel und Schmutzhaufen vorfanden. Sie berichtete mir dann, daß sie stark beunruhigt war durch ein Gerücht, das der Kreisleiter unter den im Januar 1945 Geflüchteten austreuen und drucken ließ, wonach ich von deutschen SS- oder HJ-Einheiten in unserem Dorf erschossen worden sei, da ich angeblich auf dem Kirchturm die weiße Fahne gehißt hätte. Alles daran war erlogen. — Dann hatte sie zufällig erfahren, daß zwei Pfarrer, vom Russen entlassen, durch Oberschlesien gewandert sein sollen. Diesem Gerücht ist sie nachgegangen und hat sich völlig allein aufgemacht, um uns zu suchen. Sie fand unsere Spur in der Gegend von Oppeln und verlor sie wieder in dem Dorf vor Brieg, in dem wir erneut eingesperrt worden waren. — Dann, vor einigen Tagen, hatte sie wieder von uns gehört durch einen Mann, der durch unsere Kirchengemeinde gekommen ist und der mit uns im April in Kattowitz zusammengewesen sein wollte. Dieser Mann war unser „Kirchendiener“. Sie ging hin zu ihm und erfuhr, daß auch wir entlassen seien und ich wahrscheinlich in einem Krankenhaus in Breslau liegen würde. Inzwischen war der kath. Pfarrer, der mich besucht hatte, gerade aus Breslau gekommen und konnte meiner Frau Genaueres berichten. So fand sie mich. —

Am 18. August holte sie mich nach Hause, d. h. wir mußten unsere Reise von 40 km zu Fuß antreten. Kurz hinter Breslau konnte ich nicht mehr weiter. Ein russisches Auto nahm uns dann mit für ein paar Zigaretten, die meine Frau für ihr letztes Schmuckstück — eine kleine goldene Nadel, die sie zufällig durch alles hindurchgerettet hatte — gekauft hatte. — Auf Händen und Füßen schleppte ich mich in unser Haus, denn laufen konnte ich nicht. — Schwere Rückschläge kamen noch, aber ich war zu Hause und war der Hölle entronnen.

Zehn Tage nach meiner Rückkehr mußte ich unser jüngstes Kind — 1¼ Jahre alt — beerdigen; es war an Diphtherie gestorben, obwohl wir ärztliche Hilfe rechtzeitig zur Stelle hatten.

Sehr bald nahm ich meine Tätigkeit in meiner Gemeinde wieder auf. Gemeindeglieder schenkten mir notdürftig Kleidung. Den Talar ersetzte die Soutane. Das kirchliche Leben wurde bald wieder rege; denn die Kirche bot noch die einzige Möglichkeit, wo deutsche Menschen sich versammeln konnten. Groß waren die Kollekten dieser geschlagenen und ausgeraubten Menschen, außerordentlich die Liebestätigkeit der Gemeindeglieder untereinander. — Im Herbst 1945 richtete ich neben den Gottesdiensten, Kindergottesdiensten und dem Unterricht noch wöchentliche Bibelnachmittage ein, die von ½2 Uhr bis gegen 5 Uhr dauerten und außerordentlich gut besucht waren. Abends konnten wir nicht zusammenkommen, da wir kein Licht in unseren Häusern hatten. Vom Frühjahr 1946 an hielt ich tägliche Abendgottesdienste in der Kirche mit großer Teilnehmerzahl. — Ende Januar 1946 wurde ich von der Kirchenleitung mit der Vertretung der Superintendentur beauftragt und ab 15. April 1946 mit der Verwaltung der Superintendentur unter Ernennung zum „Senior“. Diese Bezeichnung war gewählt worden, weil sie den Polen geläufiger war als die Bezeichnung des Superintendenten.

Es war ein schweres Amt, das ich übernahm. Vier Pfarrer hatte ich in meinem Kirchenkreise, der 18 planmäßige Pfarrstellen umfaßte. Es gelang mir jedoch, durch Heranziehung von Hilfskräften die Zahl auf 9 zu erhöhen, so daß dann jede Gemeinde — allerdings oft unter großen Strapazen für den Einzelnen — erreicht werden konnte.

Die Polen haben in meiner Gemeinde das kirchliche Leben niemals gestört. Auch blieb ich auf meinen weiten Wegen durch den Kirchenkreis unbelästigt. Dagegen kamen häufig Klagen aus anderen Gemeinden, in denen man den Pastor eingesperrt, geschlagen und geplündert hatte, Unterricht verbot, Gottesdienste störte und Kirchen wegnahm.

Am 17. Juni 1946 im Morgengrauen wurden wir unter Peitschenhieben polnischer Miliz aus unserer Heimat vertrieben. So kam zu allen bisherigen Opfern an Menschenleben, Gut und Geld noch das letzte: Die

Heimat. — — — Am Abend des 17. Juni hielt ich im Sammellager in Laskowitz, Krs. Ohlau, den letzten Gottesdienst in der Heimat vor meiner Gemeinde und einem großen Teil meines Kirchenkreises. Am 18. 6. begann die Fahrt nach dem Westen, die am 25. Juni 1946 in Werl, Krs. Soest, ihr Ende fand.

Hans Kleyer